

# Berliner Volksblatt.

## Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 4 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

**Insertionsgebühr** beträgt für die 3 gespaltene Zeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

### Der Staat und die Arbeiter.

Unlängst wurde in den Blättern angedeutet, daß auf der kaiserlichen Werft in Wilhelmshaven an der Nordsee eine Anzahl von Arbeitern entlassen worden seien, weil sie bei der Reichstagswahl für den Kandidaten der Sozialisten gestimmt hätten. Wir haben uns in Folge dessen die Verstorbenung angesehen und gefunden, daß der einzige, auf politische Gesinnung bezügliche Paragraph nur bestimmt, daß solche Arbeiter entlassen werden sollen, die einem sozialistischen oder kommunistischen Verein angehören. Von den Wahlen ist in der Verstorbenung nicht eine Silbe enthalten. Und doch sind, wie wir aus guter Quelle erfahren, eine ganze Anzahl von Arbeitern entlassen worden, die sämtlich verheiratet sind. Dazu kommt, daß diese Arbeiter sämtlich in kleinen Häusern wohnen, die von der Verstorbenung gebaut und an die Arbeiter vermiethet sind. Die wegen der Wahl entlassenen Arbeiter haben nun mit ihren Familien die von der Verstorbenung gemietheten Wohnungen binnen drei Tagen verlassen müssen.

Dieser Vorfall giebt zu denken, nicht etwa, weil er gerade in Verbindung mit einer bestimmten Partei steht, sondern weil er einen ganz eigenthümlichen Reflex wirft auf die Behörden desselben deutschen Reichs, wo die Sozialreform und die bekannte neue Sozialpolitik auf der Tagesordnung stehen. Die Praxis, Arbeiter wegen ihrer Abstammung aus der Arbeit zu entlassen, ist im Allgemeinen in Abnahme gekommen; man hat im Allgemeinen bei den Industriellen das Wahlrecht doch noch ernsthaft aufgeführt und es auch vielfach anerkannt, daß bei allen Wahlen Wahlrecht die Freiheit der Abstimmung ganz besonders sorgfältig gewahrt werden müsse. Es giebt bei allem noch industrielle Unternehmer genug, welche sich nicht scheuen, die Arbeiter, die nicht nach den politischen Anschauungen und wirtschaftlichen Interessen des Arbeitgebers ihre Stimmen abgeben, arbeitslos zu machen und durch die Noth zu zwingen, ihre politische Ueberzeugung zu verleugnen. Die Volksstimmung und Volksmeinung ist immer gegen solche Maßregelungen gewesen und wird immer heftiger sein. Deshalb sind wir auch der Ueberzeugung, daß die Entlassung von Arbeitern wegen politischer Gesinnung oder Abstammung eine immer seltener Praxis geworden wäre, wenn sich die Dinge so weiter entwickelt hätten, wie gegenwärtig. Denn auch die größten Unternehmer sind gegen die öffentliche Meinung nicht gleichgültig.

Ganz anders aber sieht sich die Sache an, wenn einzelne Reichsbehörden den Unternehmern ein Beispiel geben und selbst mit Entlassungen wegen politischer

Abstimmungen vorgehen, wie es nunmehr in Wilhelmshaven geschehen ist. Die Regierung hat doch die Aufgabe, die bestehenden Gesetze auszuführen; was soll man aber dazu sagen, wenn ein Reichsbeamter in so bedeutender Stellung, wie ein Werftdirektor, der korrekten Ausführung des Wahlgesezes in den Weg tritt und von ihm für den Staat engagierte Arbeiter brodlos macht, weil sie ein ihnen zuzurechnendes gesetzliches und politisches Recht ausüben? Nun, wir müssen offen sagen, daß wir eine solche Maßregelung für viel bedenklicher und nachtheiliger halten, als wenn sie von einem privaten Unternehmer ausgeführt worden wäre. Sie könnte nur zu sehr dazu beitragen, daß einzelne Unternehmer sich veranlaßt fühlen, dem Werftdirektor in Wilhelmshaven nachzueifern.

Interessant dürfte es sein, gerade diesen Fall den sozialpolitischen Bestrebungen der Reichsregierung gegenüber zu stellen. Wenn jene Bestrebungen irgend einen Eindruck gemacht haben — und wir haben schon oft den Eindruck dieser Bestrebungen charakterisirt — so werden durch solche Akte, wie jüngst in Wilhelmshaven, auf die Sozialpolitik der Regierung so eigenthümliche Streiflichter geworfen, daß man das Mißtrauen der Arbeiter augenscheinlich wachsen sehen kann. Dazu kommt noch, daß der betreffende Beamte sich Äußerungen gegen die Arbeiter gestattet haben soll, die, wenn sie wirklich gemacht worden sind, von jedem Menschenfreund mit Entrüstung zurückgewiesen werden müßten.

Im Uebrigen ist es sehr wichtig, zu wissen, ob die Regierung mit solchen Maßregelungen einzelner ihrer Beamten einverstanden ist oder nicht. Wir verweisen nochmals darauf, daß sich die bezüglichen Bestimmungen der Verstorbenung nur gegen Vereine richten; damit ist uns freilich noch keine Garantie gegeben, daß die Regierung das Verfahren des Werftdirektors in Wilhelmshaven mißbilligen wird. Es wäre im allgemeinen Interesse äußerst wünschenswert, wenn die der Regierung nahestehenden Organe über die Stellung der Regierung zu diesen Maßregelungen Aufklärung geben wollten.

Im Uebrigen könnte diese Aufklärung ausfallen, wie sie wollte — eine Beschönigung solcher Maßregeln ist eine Unmöglichkeit, wie sie auch versucht werden mag.

### Politische Ueberblick.

Aus Zeltow liegt eine Nachricht über den Zusammensturz der dortigen Vereinsbank vor. In den 70er Jahren wurde eine Genossenschaftsbank gegründet. Die theilhaftigen Genossenschaftler hatten eine Einlage von 25 Thaler zu machen und erwarben dadurch das Recht, bei Bedarf kleine Darlehen gegen 10 vSt. (1) Zinsen zu entnehmen. Es sind auf diese Weise in der Stadt Zeltow und deren unmittel-

barem Umkreise 210 Genossenschaftler angeworben worden. Die zum größten Theile kleine Beamte, Handwerker und Gutshöflicher sind. Forderte Jemand ein Darlehen von einigen Thalern, so wurde er zum Genossenschaftler gestempelt, indem man von der geborgten Summe 3 Mark à conto des Genossenschaftlers als Einlage zurückbehielt und die Darlehensucher ein Schriftstück zur Unterschrift vollziehen ließ. Die Bank steht jetzt vor einem Defizit von 400 000 Mark. Diese Summe, jetzt eingelagert, muß seitens der 210 Genossenschaftler bezahlt werden, so daß auf jeden Beteiligten mindestens 1800 Mark entfallen. Schon haben die Pfändungen begonnen und ein kaum zu schilderndes Elend in viele Familien getragen. — Das ist wieder einmal ein Zeichen von dem „Segen“ der auf sog. Selbsthilfe basirenden Genossenschaften nach dem Prinzip des Herrn Schulze-Delitzsch.

Noch einmal die Freifahrtskarten der Reichstags- Abgeordneten. Fürst Bismarck hat es als einen außerordentlichen Mißbrauch der Freifahrtskarten bezeichnet, daß ein Mitglied der Linken darauf während der Session nicht weniger als 17 000 Kilometer zurückgelegt habe. Das ist aber noch nicht die höchste Leistung. Diese betrug vielmehr 18 000 Kilometer in acht Monaten und zwar ging es dabei mit ganz natürlichen Dingen zu. Mühlhausen im Elsaß ist beispielsweise von Berlin rund 1000 Kilometer entfernt. Wenn der Abgeordnete Dollfus also während der Session von acht Monaten nur neun Mal nach Hause fährt, um ab und zu einen Blick in sein Gesicht zu thun, was doch wahrlich nicht zu viel ist, so erzielt sich unter Hinzurechnung der Rückreisen schon die Summe von 18 000 Kilometer, ohne daß dabei von „Mißbrauch“ die Rede sein könnte. An solchen Verhältnissen wird auch durch die neuen Karten „mit gebundener Marschrouten“ nichts geändert werden.

Wie das deutsche Reich seine höchsten Beamten besoldet lehrt ein Blick in den Jahresetat, der nicht ohne Interesse ist. Danach bezieht der Reichskanzler Fürst Bismarck, einschließlich 18 000 M. Repräsentationskosten nebst freier Wohnung, 54 000 M., der Staatssekretär des auswärtigen Amtes, Graf Hafffeld, einschließlich 14 000 M. Repräsentationskosten nebst freier Wohnung, 50 000 M., Staatssekretär von Bütticher ist mit 36 000 M. und freier Dienstwohnung ausgestattet, der Staatssekretär des Reichsjustizamtes Dr. von Schelling bezieht 24 000 M. außer freier Dienstwohnung, der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, v. Burchard, 20 000 M. nebst freier Wohnung, Staatssekretär Dr. Stephan 24 000 M. nebst freier Wohnung. Der Kriegsminister Bronsart v. Schellendorff erhält eine Besoldung von 36 000 Mark, außerdem freie Dienstwohnung mit Mobiliarausstattung und Feuerungsmaterial, sowie acht Fourage-Rationen. Ebenfalls stellt sich die Besoldung für den Chef der Admiralität, von Caprivi, welcher gleichfalls neben seinem Gehalt von 36 000 M. freie Dienstwohnung hat. Der Chef des Generalstabes der Armee, Generalfeldmarschall v. Moltke, figurirt im Etat mit 12 000 Mark Gehalt und 18 000 Mark Dienstzulage, ferner freier Dienstwohnung mit Mobiliarausstattung und Servis, sowie sechs Fourage-Rationen. Auch die vierzehn kommandirenden Generale sind mit je 12 000 Mark Gehalt

den die Geschichte der Katharina von Medicis, welche die Alte in ihrer Einbildung nachlebte.

Und dann die Dritte, welche mittheilsvoll und gefühlvoll die beiden Andern betrachtete! — Die Frau mit den äppigen, braunen Flechten, dem bleichen Antlitz und den sanften Augen, welche selbst in Wahnsinn das Herz rühren. Sie bemitleidete die beiden Unglücklichen, denn sie wußte, daß beide wahnsinnig seien: ihren eigenen Wahnsinn aber kannte sie nicht.

Vorüber mußte Felix an diesen und allen übrigen Gruppen. In jedes einzelne Antlitz blickte er, und bei jedem Antlitz einer Frau in mittleren Jahren suchte er zusammen, wenn er eine Aehnlichkeit zwischen ihr und der Gesuchten zu finden glaubte.

Schon waren sie den Gang zu Ende und kehrten jetzt durch den letzten Saal zurück. Neben den Sälen befanden sich hin und wieder kleine Nebenzimmer, in welche sich einzelne Gruppen oder einzelne Kranke zurückgezogen hatten, um hier vertraulich zu plaudern, oder sich den eigenen düsteren Gedanken hinzugeben. Allen jüngeren Personen hatte Felix nur eine flüchtige Aufmerksamkeit gewidmet, da ja die, welche er suchte, nicht mehr so jung sein konnte. Als er aber mit seinem Begleiter durch den Musiksaal schritt, da blieb er unwillkürlich stehen.

In einem der kleinen Nebenzimmer sah ein junges Mädchen, und mit unwiderstehlicher Gewalt hielt es ihn fest. Er wußte nicht, weshalb ihn der Anblick des Mädchens so fesselte, so tief ergriff! — Sie sah allein in einem Hauteuil, den Kopf in die Hand gestützt.

Es war ein liebliches Antlitz, fast ein Kinder-Antlitz. Blonde Locken umrankten das Engelsgesicht, dessen Wangen wohl bleich waren, aber doch die unbeschreiblich liebliche Rundung der Jugend hatten, deren schöner plastischer Wuchs selbst in dem hoch heraufgehenden, einfachen Kleide deutlich sichtbar war, und in dessen Auge wahrlich kein Wahnsinn lag!

Dieses Auge schwamm in Thränen und ein Blick, so flehend, so schmerzvoll, traf Felix, daß ihm derselbe bis in's tiefste Herz drang. Sie hob den Kopf nicht, sondern behielt denselben auf die Hand gestützt, und Felix konnte

auch die Bewohnerschaft auf den ersten Anblick den Eindruck einer außerordentlich eleganten Gesellschaft. Wer zum ersten Male in seinem Leben ein Irrenhaus besucht, wird sehr ergriffen von dem ersten Anblick einer Anzahl Geisteskranker. Auch O'Brian fühlte eine gewisse Bekommenheit, ein geheimes Grauen, als er hier eintrat. Korridor und Säle waren bevölkert von elegant gekleideten Damen, welche hier im Gange promenirten, oder auf den Sophas plaudernd mit einander saßen, oder in den Sälen, deren breite Flügelthüren weit offen standen, so daß man vom Gange aus bequem hinein sehen konnte, sich verschiedenen Zerstreungen hingaben.

Man sah die Damen mit Handarbeiten beschäftigt, oder zeichnend, oder musizirend, oder konversirend, oder in irgend eine Lektüre vertieft. Wer hätte da auf den ersten Anblick glauben können, daß er sich in einem Irrenhause befinde? — Und doch ward man in nur allzu erschütternder Weise überall daran erinnert!

Zwei Damen, welche Arm in Arm im Gange promenirten, begegneten nahe an der Thür den Eintretenden. Das war kein Blick der Neugierde, kein Blick der Ueberbahrung, welcher den Fremden traf; es war der gläserne, todtte Blick der Einen und ein düsterer, unheimlicher Blick der Andern, — der Blick ohne Seele und der einer verfinsterten Seele.

Wie gern hätte O'Brian seinen Begleiter gefragt: „Wer sind diese Damen? Wie äußert sich ihr Wahnsinn?“ — Doch er erinnerte sich seines Versprechens und ging weiter. Welch ein lieblicher Anblick das! Auf einer Ottomane halb hingestreckt ein schönes Mädchen, dessen langes Haar malerisch über die Schulter fällt, deren Kleid von heller Seide nur halb einen äppigen Busen verhält, deren Auge mit so viel sinnlicher Gluth auf den Endymion gerichtet ist, der den Mittelpunkt des Freskogemäldes an der Decke bildete.

Ihr zur Seite die alte Dame mit schneeweißem Haar und von so würdigem majestätischem Aussehen, welche der schönen Schwärmerin so angelegentlich die Geschichte ihres Lebens erzählt, ohne, daß jene auch nur darauf zu achten schien. Es war ja nicht die Geschichte ihres Lebens, son-

### Feuilleton. Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Dur.  
(Fortsetzung.)

Eine breite Marmortreppe führte aus dem Erdgeschos hinauf in den ersten Stock und mündete hier in ein geräumiges Vestibul, das von Säulen getragen war. Reichliche Vergoldung schmückte die Kapitäl der Säulen, Karyatiden trugen die Decken; in den Nischen standen zahlreiche Statuen, Meisterwerke der modernen Bildhauerkunst, oder vorzügliche Nachahmungen der Antike. Mächtige Flügelthüren, vor welchen schwere Sammetportieren hingen, führten zur Rechten und zur Linken in einen breiten Gang.

Dieser Gang, welcher fast die halbe Tiefe des Gebäudes einnahm, zog sich in unabsehbarer Länge die Front entlang. An der einen Seite befanden sich hohe Bogenfenster, vor denen Topfgewächse und Blumengewinde reich angebracht waren, um die Eisengitterung zu verdecken; Gardinen aus grüner Seide schmückten außerdem diese Fenster. An der anderen Seite des Ganges befanden sich größere oder kleinere Säle, für verschiedene Zwecke bestimmt. Hier ein Saal, in dem mehrere Instrumente standen, der Musiksaal, dort ein anderer, in welchem Zeitungen und Journale auslagen, das Lesezimmer, dann der mit prächtigen Meubles ausgestattete Konversationsaal, der Speisesaal, der Empfangsaal und so fort.

Alle Säle, sowie der Gang selbst waren mit Teppichen belegt, und der Gang außerdem geschmückt durch allerlei Bilder, allegorische oder historische Szenen darstellend. An den Wänden waren hier und da Sophas aufgestellt, oder kleine Tische mit Stühlen, denn der Gang diente im Winter den Bewohnern dieses Hauses zur Promenade.

Mr. Gesserson hatte seinen Gast durch die Thür zur Rechten des Vestibuls eintreten lassen; diese führte in die Abtheilung für weibliche Irre. Die Anstalt selbst war nur für Personen der besseren Stände, und daher machte denn







## Aus Brasilien,

speziell aus Joinville, Provinz St. Katharina, geht der „Frankf. Ztg.“ folgender interessanter Bericht zu: Welche Autorität in diesem Lande die Gerichte haben, wurde uns kürzlich an einem eigenthümlichen Falle klar gemacht, der für den Fremden manches Auffallende hat und belehrend in Betreff der öffentlichen Rechtsverhältnisse ist. Die Provinzial-Versammlung hatte ein Gesetz beschlossen, durch welches eine Abgabe auf die Einfuhr in die Provinz St. Katharina gelegt wurde. Die Abgabe sollte 2 pCt. von Baaren, die aus einer andern Provinz, und 1 pCt. von Erzeugnissen, die aus dem Auslande eingeführt werden, betragen. Das Gesetz wurde von dem damaligen Präsidenten de Gama Roza, einem Doktor der Medizin keines Zeichens, bestätigt und trat am 1. Juli d. J., dem Beginn des Fiskaljahres, in Kraft. Es ist aber durchaus unkonstitutionell, denn die Additional-Akte von 1834 zur Verfassung, welche die noch heute gültigen, ziemlich weit gezogenen Grenzen der provinziellen Autonomie festsetzt, bestimmt in Art. 12 ausdrücklich, daß die Erhebung von Eingangszöllen den Provinzen nicht zusteht. Auf diesem Rechtsboden fußend, rekonstruirte der gemeinsam vorgehende Handelsstand von Desterro, der Provinzial-Hauptstadt, von Joazeiro, dem Hafen für die Kolonie Blumenau, und von Joinville nach allen Richtungen gegen das neue Gesetz. Die Zentralregierung, das Reichsministerium war nicht im Stande, einen Beschluß der Provinzial-Versammlung, welchen der von ihm eingesetzte unwillkürliche Präsident bestätigt hatte, umzusetzen. Das Reichsparlament hätte durch ein Gesetz einerseits das Provinzialgesetz aufheben können; aber ein dahin gerichteter Antrag unseres Deputirten Taunay blieb bei den eigenthümlichen Umständen, unter denen das letzte Drittel der Session verlief, unerledigt. Da kam Hilfe von der richterlichen Gewalt. Zuerst wurde der Juiz dos feitos in Desterro angerufen, dessen Gerichtskompetenz sich mit dem Besitze des Handelsrichters nur unvollkommen deckt, denn sie ist gleich Steuer- und Stempel-Fiskal. Dieser Richter erklärte das neue Steuergesetz für unvollständig. Darauf ging die Sache an die Relacao, das zuständige Tribunal zweiter Instanz, in Porto Alegre, welche ebenfalls dahin entschied, daß das fragliche Gesetz rechtswidrig und unverbindlich ist. Damit ist nun der ohnehin schwer belastete Handel unserer Provinz von der neuen Auflage befreit. Das Urtheil der Relacao hebt das Provinzialgesetz auf. Mittlerweile ist aber das Gesetz über 2 1/2 Monate in Kraft gewesen und die auf Grund desselben während dieser Frist erhobenen Zölle werden nun nicht ohne Weiteres zurückgeholt. Um die Rückgewähr zu erlangen, mußte jeder Kaufmann, der gezahlt hat, besonders klagbar werden, und obwohl für Manche der Gegenstand sich auf ein paar hundert Milreis beläuft, so scheut jeder doch die, namentlich für den notwendigen Advokaten unverhältnismäßig hohen Kosten, die uneinbringlich sein würden. Die Kaufleute sind so froh, sich die fernere Zahlung der Abgabe vom Leibe gehalten zu haben, daß hier einen ganzen Tag lang Alles in Jubel schwamm.

Das in dem geschilderten Falle die Unabhängigkeit der Gerichte sich vortheilhaft bewährt, so soll dies doch kein Loblied auf die Vortrefflichkeit der brasilianischen Rechtspflege im Allgemeinen sein. Unabhängig von der Regierung sind die Richter in der Auslegung der Gesetze, und selbst die Entscheidungen des höchsten Gerichts in Rio bilden keine Präjudizien für sie; aber es gibt andere Instanzen, deren Beeinflussung sie zugänglich sind. Die Unabhängigkeit führt sogar zu einem bedauerlichen Zwiespalt in der Rechtspflege. So gibt es Richter, welche die Veräußerung und Vermietung der Dienste frei geborener (d. h. nach Erlaß des Emanzipationsgesetzes von 1871 geborener) Sklavensinder, die dem Herrn ihrer Mutter noch bis zum 21. Lebensjahre verpflichtet sind, zu dienen, gut heißen und selber als Konkurs- oder Waisenrichter, zum

## Die Entführung.

Ein heißer, schwüler Julitag. Ueber den Blumenbeeten des Gartens und dem Schieferdach der Villa, die isolirt auf einer Anhöhe liegt, brütet die Mittagssonne. Die Jalousien des Salons sind geschlossen und das Dunkel, das hier herrscht, erweckt wenigstens die Vorstellung einer angenehmen Kühle. Auf dem Sopha ausgestreckt, erschöpft, liegt die Mama, das große, kluge Auge fest auf die Tochter gerichtet, die vor ihr in einem Lehnstuhl sitzt. „Du glaubst also, daß er Dich liebt?“ „Ganz gewiß, Mama!“ „Er hat es Dir gesagt?“ „Ja, Mama.“ „Am! Eine bessere Partie könnten wir uns nicht wünschen. Aber ich fürchte — seine Familie —“ „Ja, das fürchte ich auch.“ „Sie ist von altem Adel.“ „Du glaubst also auch, daß seine Eltern ihre Zustimmung nicht geben werden?“ „Am! Man müßte sie vor eine vollendete Thatsache stellen.“ „Du meinst, Mama?“ „Nun, in früheren Zeiten wenigstens gab es noch junge Männer, die Muth genug besaßen, den Besitz der Geliebten dem Willen der Eltern abzutragen. Eine Entführung zum Beispiel.“ Eine lange Pause. „Es ist still in dem Salon und man hört nichts als das Schnarchen des dicken Nopses, der auf dem Sopha leidend seine Siesta hält, und das Tid-Tad der Bronzeuhr auf dem Kamin.“ Der Abend ist herangelommen; die Schatten der Zimmerung lagern sich über den flüsternden Bäumen und

öffentlichen Aufgebot bringen, während andere die Bestimmungen des zitierten G. S. ges., daß Niemand mehr als Sklave geboren werde, dahin auslegen, daß ein solches Verfahren dagegen verstoße und daher nicht angewendet werden dürfe; und beide Prozeduren gehen ungeordnet neben einander her, auch dann noch, nachdem ein Erlaß des vorigen Ministeriums Lafayette sich an die Seite derjenigen gestellt hatte, die das Veräußern und Vermieten der Jungen (Freigebohrnen) für ungerechtfertigt halten. Hier kann nur ein Gesetz Wandel schaffen, wie es von Taunay in der vorigen Session beantragt war. Aber nützliche Gesetze zu machen, besonders wenn sie von einem politischen Gegner vorgeschlagen waren, das hielten unsere „liberalen“ Volksvertreter nicht für ihre Aufgabe. Auch der jetzige Ministerpräsident Dantas hat in seinem Emanzipationsprojekt, über das ich Ihnen in meinem vorigen Briefe berichtete, diese Lücke der Gesetzgebung in verständiger Weise auszufüllen vergessen. Das Verfahren im Zivilprozeß ist mit schwerfälligen und kostspieligen Fesseln belastet, eine Folge des Systems, das den Richter und seinen Schreiber hauptsächlich mit ihren Einnahmen auf die Sporteln anweisend, den Rechtsuchenden als melende Kuh betrachtet. Im Kriminalprozeß ist der Formelkram zum Vortheil des Angeklagten, und begünstigt ihn gar die moralische Lage der Geschworenen, die schwer ein mannhafte Schuldig über die Lippen bringen, so kommt er oft glücklich durch, trotz klarer Schuldbeispiele, sehr zum Schaden der öffentlichen Sicherheit und Moral. Die Zahl der skandalösen Freisprechungen selbst geständiger Mörder, Todtschläger und Kassendiebe, ist leider eine recht große, und das den Staatsanwaltschaften zustehende Recht zur Appellation gegen freisprechende Erkenntnisse scheint wenig zur Sühnung der Gerechtigkeit beizutragen. Nur wo der Angeklagte ein Farbiger oder Fremder ist, darf von einer rein brasilianischen Jury ein Schuldig mit Sicherheit erwartet werden.

Wir stehen jetzt mitten in der Wahlbewegung für die am 1. Dezember stattfindenden General-Deputirten-Wahlen. Die Bewegung spiegelt sich bei uns bis jetzt äußerlich nur in den Bolemiken einiger ad hoc gegründeten Blätter ab, aber heimlich wird agitiert und intriguiert, minirt und conteminiert; statt in geräuschvollen Volksversammlungen werden die Wähler unter vier Augen bearbeitet. Die Beamten der liberalen Regierung stürzen sich in diese Kabinale mit der ganzen Virtuosität von Leuten, die wissen, daß sie ihr Brot verlieren, wenn eine andere, die konservative Partei ans Ruder kommt. Das Land ist reif für einen solchen Umchwung. Die gegenwärtige Regierung spielt dabei ein doppeltes Spiel. Der Scheinliberalismus, der in den letzten Jahren die Geschäfte geführt, hat keinen gefährlicheren Gegner, als einen ehrlichen Reformator von der Gegenpartei, der einem beim Worte zu nehmen versteht, wie es Alfredo d'Eschagnolle Taunay thut. Dieser, ein Konservativer aus der Schule Rio Branco's, des Urhebers des Emanzipationsgesetzes von 1871, ist der Bannerträger einer ganz bestimmten reformatorischen in der Zeit liegenden Richtung, welche Emanzipation, Einwanderung und Kolonisation mit einem System zusammenhängender Maßregeln umfaßt, und er erfreut sich als solcher wie als leitende Persönlichkeit der Societade Central de Immigracao großen Ansehens im Lande. Während nun Dantas, der jetzige Kabinettschef, sich äußerlich Taunay und dessen Bestrebungen zu nähern sucht, um von den Letzteren zugewandten Sympathien einen Abglanz auf sich herüberstrahlen zu lassen, wählen seine Beamten, um Taunays Wiederwahl in unserem Wahlbezirk zu hintertreiben. Einen Augenblick scheint Taunay, der in Rio weilt, sich selber haben blenden lassen, hoffentlich nur einen Augenblick. Eine Reise, die der vor einem Monat installirte neue Präsident unserer Provinz, Jose Custosa da Cunha Paranaqua, soeben zum Besuche unserer Kolonie unternommen und bis an die Grenze der Provinz Parana ausgedehnt hat, wird auch hauptsächlich im Interesse der Wahlen auszuführen. Der Herr Präsident verbannt seine Würde dem Umstande, daß er der Sohn des drittlezten

Büschens des Gartens. Eine dunkle Gestalt huscht zwischen den Rosenbüschen hindurch nach einem der Parterrefenster, das sich jetzt öffnet, so daß das Weiß eines Sommerkleides sichtbar wird.

„Bist Du es, Gustav?“ „Ich bin's, süße Klotilde! Ich bin gekommen, um nur ein einziges liebes Wort von Dir zu hören. Sage mir, daß Du mich noch liebst!“ „Ewig, Gustav, ewig!“ „D, mein theures Mädchen!“ Und er drückt einen feurigen Kuß auf die zarte Hand, die sie herabreicht. „Ach, ich bin sehr traurig, lieber Gustav!“ „Und warum, Klotilde, warum?“ „Unserer jungen Liebe drohen Gefahren.“ „Gefahren? Und welche?“ „Ich habe Mama Alles gesagt.“ „Nun? Und sie billigt unsere Reizung?“ „Ja und doch auch wieder nicht — sie macht Einwendungen — Du wärest noch zu jung — kaum ein Jahr älter als ich —“ „Aber will sie denn einen Greis zum Schwiegersohn?“ „Nein, aber — Und dann — Ach, Gustav, die Welt ist doch ganz anders, als wir sie in unsern jungen Köpfchen uns vorstellen oder als man es in Romanen liest. Ja, in früheren Zeiten, da gab es noch junge Männer, die Muth genug besaßen, den Besitz der Geliebten dem Willen der Eltern abzutragen. Eine Entführung zum Beispiel.“ Sie stockt. Und nun wird das Gespür so leise, daß selbst die alte, würdige Dame keine Silbe vernimmt, die im Nebenzimmer an der halbgeöffneten Thüre lauscht.

Mitternacht. . . . Noch immer ist etwas von der Schwüle des Tages übrig geblieben. Am fernem Horizont zuden zuweilen witterleuchtende Blitze auf. Leuchtläfer ziehen ihre glänzenden

in der Reihe der sechs liberalen Kabinettschefs ist, die einander seit 1878 ablösten.

Die Vorarbeiten für die D. Pedro I. Bahn müssen bis zum 19. Dezember d. J., also bis ein Jahr nach dem Beginn abgeschlossen sein. Man wird dann wohl endlich Genaueres über die Trace dieser Eisenbahn erfahren, welche die Provinzen San Katharina und Rio Grande do Sul verbinden soll. Bis jetzt verlautet nur Unzusammenhängendes darüber und die Bewohner der Provinzial-Hauptstadt Desterro hoffen noch immer, über unsern Hafen, die Bai von S. Francisco, triumphiren zu können. So viel man aber aus den englischen Ingenieuren, welche die Vorarbeiten ausführen, herausbringen kann, steht die Wahl von S. Francisco als Ausgangspunkt des besonders für die deutschen Niederlassungen dieser Provinz wichtigen Schienenweges fest. Joinville, scheint es, wird sich mit einem etwas abgelegenen Bahnhofe begnügen müssen.

## Politische Uebersicht.

Die überseeische Auswanderung Deutscher über deutsche Häfen und Antwerpen betrug in der Zeit von Anfang Januar bis Ende Oktober 1884 135,090 Personen, d. i. 18,304 Personen weniger als im gleichen Zeitraume des Vorjahres, währenddessen 133,394 solche Auswanderer gezählt wurden, während deren Anzahl sich in den ersten zehn Monaten des Jahres 1882 auf 179,443 und des Jahres 1881 auf 194,801 belief. — Die „Nordd. Allg. Zeitung“ bemerkt dazu: „Die demostatischen Krokodilstränen über die stetige Zunahme der deutschen Auswanderung werden durch diese Ziffern lehrreich illustriert. — Die Auswanderung hat sich seit drei Jahren um nahezu ein Drittel vermindert, und die Demokraten sind — wahrheitsliebende Leute!“ — Wir wissen nicht, wer Krokodilstränen über die stetige Zunahme der Auswanderung gemeint hat. Aber das wissen wir, daß das Nachlassen der Auswanderung — was wir an und für sich als eine erfreuliche Thatsache betrügen — nicht darauf zurückzuführen ist, daß in Deutschland in den letzten Jahren in wirtschaftlicher Beziehung eine besondere Besserung stattgefunden hat, sondern daß noch ganz andere Faktoren dazu mit beigetragen haben. — Zunächst blüht der Auswanderungslustige auf die wirtschaftliche und politische Lage des Landes, in das er seine Schritte lenken will; ist die Lage dieses Landes zur Zeit nicht günstig, so wartet er, wenn irgend möglich, einen günstigeren Moment zur Auswanderung ab. — Dann kommt aber auch in Betracht, daß in Deutschland unter der ärmteren Bevölkerung die Mittellosigkeit immer größere Fortschritte macht; sicher ist, daß Tausende gern auswandern würden, wenn sie nur die Mittel dazu aufbringen könnten. — Wenn es nach uns ginge, so wanderte überhaupst Niemand aus; allein solange noch die unruhigen Existenzverhältnisse obwalten, wird auch der Auswanderer-Strömung nicht aufzuhalten sein. Die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse zu verbessern, das muß das Ziel aller Bedenkenden sein; es müssen Zustände durch die Gesetzgebung geschaffen werden, die anheimelnd wirken und Beranlassung werden, daß Niemand mehr seinem Vaterlande den Rücken kehrt.

Wer laßt da? Die hochoffiziöse „Nordd. Allg. Ztg.“ leitet in ihrer gestrigen Nummer folgendes: „Das Berliner Tageblatt“, welches sich in seiner „deutsch-freistnigen“ Haut seit den Wahlen nicht mehr ganz geschäftstüchtiger fühlt, hat in seiner gestrigen Morgennummer alle Vorlesungen getroffen, um in's sozialdemokratische Lager abzuweichen zu können. Es sucht Herrn Bebel glauben zu machen, daß er den Herrn Kriegsminister abgeführt habe und indem es dem sozialistischen Führer in einer Weise um den Bart geht, die deutlich seine Meinung erkennen läßt, es sei mit den Sozialdemokraten ein großes Geschäft zu machen, beschäftigt es lediglich die Erwartung, die wir gehabt haben, seitdem wir von gewissen Verbindungen welche in einem gewissen Dösal in der Jerusalemstraße am Tage nach dem 28. Oktober (dem Wahltag) stattfanden, Kunde erhielten. Ob das „Berliner Tageblatt“ nicht zu spät aufgefunden ist, wenn es erst jetzt zu derjenigen Einheit kommt, von welcher extremere liberale Blätter, wie die „Berliner Zeitung“ schon längst die größten Profite eingestrichen haben, wollen wir unerörtert lassen. Interessant ist uns die Wahrnehmung von der sich auch beim „Berliner Tageblatt“ regenden Lust zur Abwendung ins sozialdemokratische Lager um deswillen, weil sie uns auf eine in den Berliner jüdischen Kreisen fast vorhandene Neigung schließen läßt, nunmehr der

Linien durch das Dunkel. Die Rosen verströmen ihren nächtlichen Duft und im verblühten Fliederbusch schlücht noch eine Raatigall ihre melancholische Weise.

Tiefe Stille. Man hört nichts als das geheimnisvolle Flüstern im Laube der Bäume, das Quaken der Frösche im nahen Teiche, das ferne Gebell eines Hundes und das Rollen eines Wagens, der näher und näher kommt.

Der Wagen hält in der Nähe der Villa und ein junger Mann springt heraus, der die Gartenthüre öffnet und den Weg nach einem Parterrefenster einschlägt.

Das Fenster öffnet sich und — in weißes Papier eingehüllt — fällt etwas Hartes, Schweres auf den Kiesweg herab.

Der junge Mann hat den Schlüssel zur Hausthüre in der Hand, die er langsam öffnet, um im Innern des Hauses zu verschwinden.

Gleich darauf treten zwei Gestalten in den Garten heraus.

„Klotilde, nun auf ewig mein!“ flüstert er, während er seinen Arm um ihre Taille schlingt.

Ein Geräusch, das er hört, läßt ihm das Blut in den Adern kochen.

Oben hat sich die Thüre zum Balkon geöffnet. Der Mond tritt gerade jetzt zwischen den Wolken hervor und beleuchtet die Gestalt — der Mama, die ein kleines Täschchen in der Hand hält.

„Wir sind verloren!“ ruft der erbleichende junge Mann aus. „Alles ist entbeht!“

Und in demselben Augenblick hört er die Stimme der alten Dame, die mit etwas ungedrüdtem Tone in die Stille der Nacht hinausruft:

„Klotilde! Klotilde! Du hast ja Dein Morgenhäubchen vergessen!“ („Für. Post.“)





